

## Heimat, einmal anders gesehen

Wolfram  
Frommlet

## Im oberschwäbischen Attenweiler fügt die Künstlerin Marlis Glaser jüdische Erinnerungen wieder zusammen

In der Sache sind sich alle einig: Nie wieder Auschwitz, Nie wieder Krieg, Nie wieder Hiroshima, Nie wieder ... Erinnerungskultur als nationale Aufgabe, bis in die Kommune, die Schule, die Kirchengemeinde. Doch wie erinnern, an wen? Nur an ermordete Juden oder auch an ermordete Kommunisten, an von Marinerichtern zum Tode verurteilte Kriegsdienstverweigerer? Erinnern wann, und wie oft? Ritualisiert – wovor Martin Walser in der Paulskirche warnte – am 27. Januar, am 8. Mai, am Totensonntag? Im austauschbaren Betroffenheitsjargon, unverbindlich, dass niemand sich getroffen fühle? Wie erinnern? Mit der Sprache der Politik, des Staates oder der Kunst?

Kaum ein gesellschaftliches Thema war und ist kontrastiver als der Umgang mit Opfern, gleich welchen politischen, religiösen, militärischen Irrsinns. Berührungängste, Emotionen, Verletzlichkeiten, ideologische Geschichtsklitterung, Schonungen und Rücksichten. Nicht zuletzt ist «erinnern» ein so sensibles Thema, weil es mit Heimat, mit dem «Eigenen» zu tun hat. Weil die Spuren von Untaten, von Verbrechen oft so radikal getilgt wurden, dass es schwer fällt zu glauben, Unmenschliches sei im eigenen Ort, vielleicht gar von Eltern oder Großeltern Menschen angetan worden. Heikel, weil man entdecken könnte, was verloren ging mit denen, die vertrieben wurden oder nicht wieder kamen aus einem Krieg, weil die Schrecken der Vergangenheit Namen bekommen könnten, die noch gegenwärtig sind.

*Marlis Glaser war bereits zwölf Mal in Israel –  
Suche nach anderem Weg, an die Shoa zu erinnern*

In ihrem Atelier in Attenweiler, bei Biberach, hat Marlis Glaser in den letzten fünf Jahren 150 Bilder geschaffen, die viel mit Heimat zu tun haben. Bilder mit und über Juden, denen Deutschland, vielen Württemberg – Laupheim, Ravensburg, Rexingen, Buchau, Tübingen, Tuttlingen, Ulm – bis zum Faschismus Heimat war, in der Sprache, in ihren Berufen, in Vereinen, bei örtlichen Festen. Längst hatten sie nicht mehr in der «Judengasse», im «Jüdischen Viertel» gelebt, waren integriert, wohl aber

nicht assimiliert, denn es gab sehr aktive Synagogengemeinden, und ihr Judentum war zumindest so lebendig, dass einige die rechtzeitige Ausreise nach Palästina schafften. Ihre neue Heimat wurde – zumindest für die Rexinger – der kleine Ort Shavej Zion. Dorthin zog es, inzwischen zwölf Mal, Marlis Glaser, um mit den Mitteln der Kunst einen neuen, einen anderen Weg zu finden, an die Shoa zu erinnern, sich anders den gigantomanen Dimensionen eines Verbrechens zu nähern, als dies andere zeitgenössische Künstler in «Mahnmalen» getan haben.

Um die Anders-, ja die Einmaligkeit von Glasers Shoa-Projekt, um ihre Bilder-Serie mit dem Titel *Abraham aber pflanzte einen Tamariskenbaum* zu verstehen, ist ein Exkurs in Wirkung & Ästhetik moderner Erinnerungskunst hilfreich.



*Monumentalität – in Berlin symbolisieren  
2.700 Betonblöcke den Holocaust – Stolpersteine*

Auf die Monumentalität von Krieg, Vertreibung & Genozid ist die künstlerische Antwort Monumentalität: die 75 Meter Granitwände von Maya Ying Lin mit den 58.256 Namen auf dem Vietnam Memorial in Washington DC. Egal der Dienstrang, oder ob sie andere getötet haben, bevor sie selbst getötet wurden, ob sie geweint haben, gebetet oder geflücht. Eine Geschichte hinter jedem Namen, doch nur für Freunde und Angehörige. So riesig wie diese Wände ist der Irrsinn politischer Führer, vermittelt diese Erinnerung.

Im Wettbewerb um das nationale Holocaust-Denkmal in Berlin erhielt eine Berliner Gruppe um Christine Jakob-Marcks einen Preis: Sie wollte eine elf Meter hohe, 2.000 Quadratmeter große schiefe Ebene aus Beton errichten, in die sämtliche Namen der in der Shoa ermordeten Juden eingraviert werden sollen. Der damalige Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Deutschlands, Ignatz Bubis, sagte zu diesem Modell: *Geschmackloser geht es nicht.*

Realisiert wurden schließlich die Stelen von Peter Eisenman. Reduziert von über 4.000 auf «nur» 2.700 Betonblöcke. Martin Walser warnte vor einem solchen Mahnmal bei der Verleihung des Friedenspreises 1998, in seiner vom Publikum applaudierten, von Ignatz Bubis mit Entsetzen zurückgewiesenen Paulskirchen-Rede: *In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlen. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande.*

Sinnvoller fände er, wenn Schüler Victor Klempepers Tagebücher läsen und dann auf einer Klassenreise die jüdischen Spuren in Dresden suchten.

2.700 Stelen, glatt, perfekt, so, wie dieses gigantische Verbrechen ausgeführt wurde. Will dies das Mahnmal vermitteln? Der Einzelne geht unter in dieser Monumentalität. Wer hätte gegen diese geordneten Reihen eine Chance? Nach Antworten suchen, – ist es das?

Und, letztes Beispiel – die «Stolpersteine» des Kölner Künstlers Gunter Demnig. 1.500 verlegt alleine in Köln. 17.000 inzwischen in 402 Orten in Deutschland, weitere in Österreich, Polen, Ungarn, Tschechien und den Niederlanden. Ein Stein wie der andere. Jeder handgearbeitet. Auf den ersten Blick aber wirken sie seriell. Wie die Vernichtung der Menschen, deren Namen, Tötungsort und Todesdatum in die Messingplatten gehämmert sind. Wir, die Heutigen, müssen uns beugen, die Inschriften zu entzif-

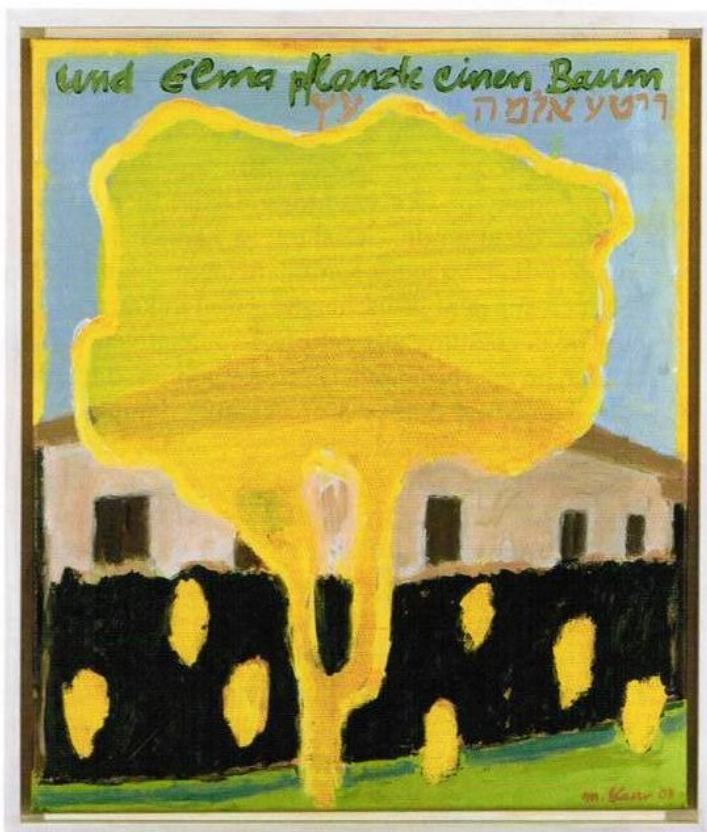
fern. Die Geschichten hinter den Menschen herauszufinden, ist den Nachgeborenen in der jeweiligen Kommune überlassen.

Auch diese Form der Erinnerung ist für manche eine Provokation. Für Charlotte Knobloch in München. Sie will nicht, dass man noch einmal über jüdische Namen trampelt. Keine Stolpersteine in München.

*Nicht anonyme Opfer, sondern Individuen –  
In Israel Baum gepflanzt als Symbol des Lebens*

Widersprüchliche, zwiespältige Gefühle spürte Marlis Glaser – geboren 1952 im oberschwäbischen Baltringen – in sich selbst, als 2004 das Shoa-Projekt in ihr wuchs. *Mit erinnern war für mich immer Schuld und Verlust verbunden*, die Dominanz von Trauer und die gesichtslose Anonymität der Opfer, die Düsternis der Farben, der Materialien von Erinnerungskunst. Dass deutsche Juden und Jüdinnen wieder Namen, Gesichter und Geschichten bekommen haben durch ihre Bilder, hat eine Vorgeschichte in ihrer künstlerischen wie ihrer privaten Biografie: Während ihres Kunststudiums an der Hochschule in Bremen zeichnete sie Portraits von verfolgten Sozialdemokraten und Christen.

Eine erste Annäherung an die Geschichte des Faschismus, die ihr Vater anders, als Wehrmachts-





Ruben Sohari, geboren 1949 in Ramat Gan, Sabre, Sohn von Ilana Sohari, geb. Simon aus Berlin, und David Sohari, geb. Sternschein aus Laupheim.

soldat, erlebt hatte. Eine zweite über die Schwangerschaft. Das Buch *Wie man ein Kind lieben soll* berührte sie in seiner Menschlichkeit tief. Und sie erfuhr, dass sein Autor, der Kinderarzt und Reformpädagoge Janusz Korczak mit den Kindern seiner Waisenhäuser im Warschauer Ghetto in den Tod nach Treblinka gegangen war. Die Erinnerungen des polnischen Schriftstellers Uri Orlev, *Lauf Junge, lauf*, seine Flucht als kleiner Junge aus dem Warschauer Ghetto, kamen hinzu.

Marlis Glaser arbeitete 2001 als Kunsterzieherin in der Schule in Alleshausen, sie wollte den Kindern nicht mit Schrecken, sondern mit Mitteln der Kunst einen Weg zu den Kindern Korczaks vermitteln. Nicht anonyme Opfer, sondern Individuen wie sie. Bunte, berührende Gesichter in kleinen Waggons malten sie. Und jedes Kind hatte einen Namen. Die Namen aus dem Jüdischen Museum in Warschau.

Die Begegnung mit der Shoa – zuerst war da das Leben für Marlis Glaser. Das ihres Sohnes, die Liebe, die eigene und die von Korczak. Erst dann kam der Tod. Und so wollte sie, mit ihrer Familie, nach dem Korczak-Projekt in der Schule, bei einer ersten Reise nach Israel einen Baum pflanzen, ein Symbol für Leben. Aus dem Baum aber wurde ihre Serie von Bildern. Über Yad Vashem begegnete sie Stella Schlossberger, die ihre Kindheit in Wien verbracht hatte; über sie kam sie nach Shavej Zion.

Deutsche Juden vor allem. Beklemmend für Glaser – viele flohen aus Oberschwaben. Doch da sagt Amos Fröhlich, 1930 in Tuttlingen geboren, mit acht Jahren nach Israel gekommen: *Fühlen Sie sich hier zu Hause*. Und er beginnt zu erzählen, und viele nach

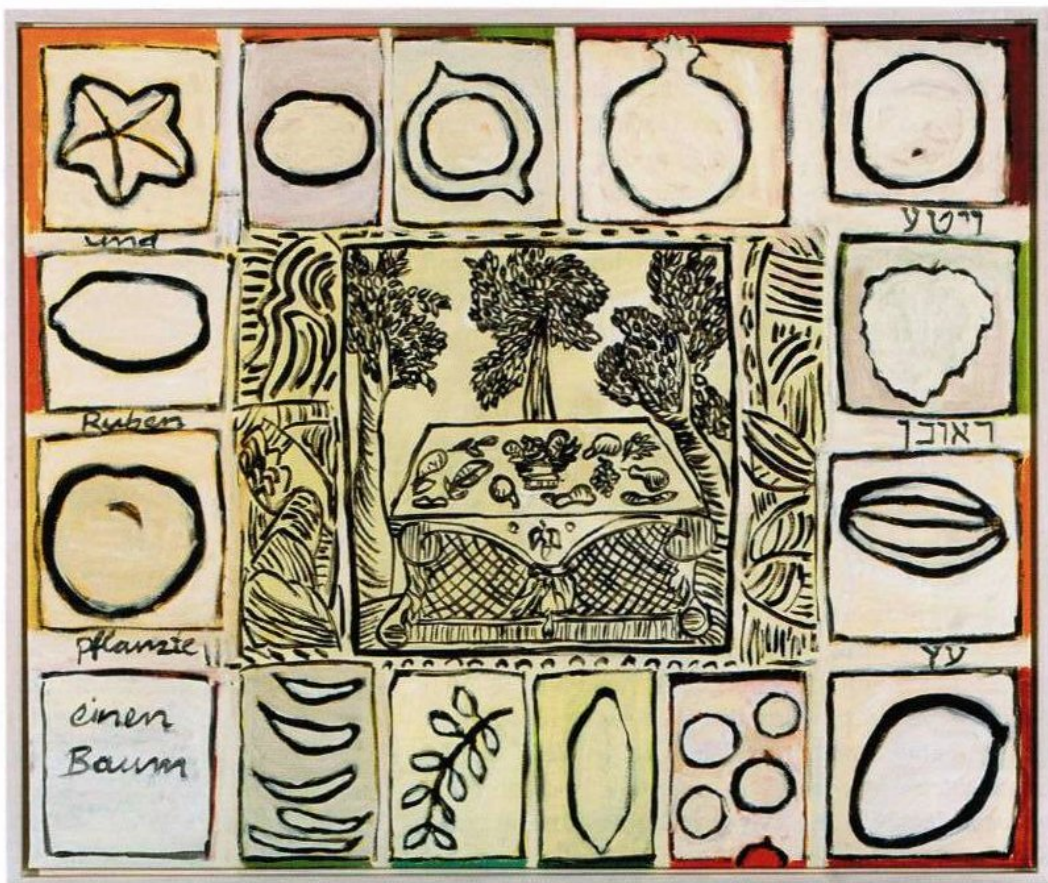
ihm. Die Alten, wie Pinkas Erlanger aus Ravensburg, Alice Rosenbaum aus Memmingen, dann die Kinder, in Israel geboren. Bruchstücke, Erinnerungssplitter, die Marlis Glaser mit zurücknimmt.

*Begegnungen mit ehemals deutschen Juden –  
Geschichten mit Rudimenten aus der alten Heimat*

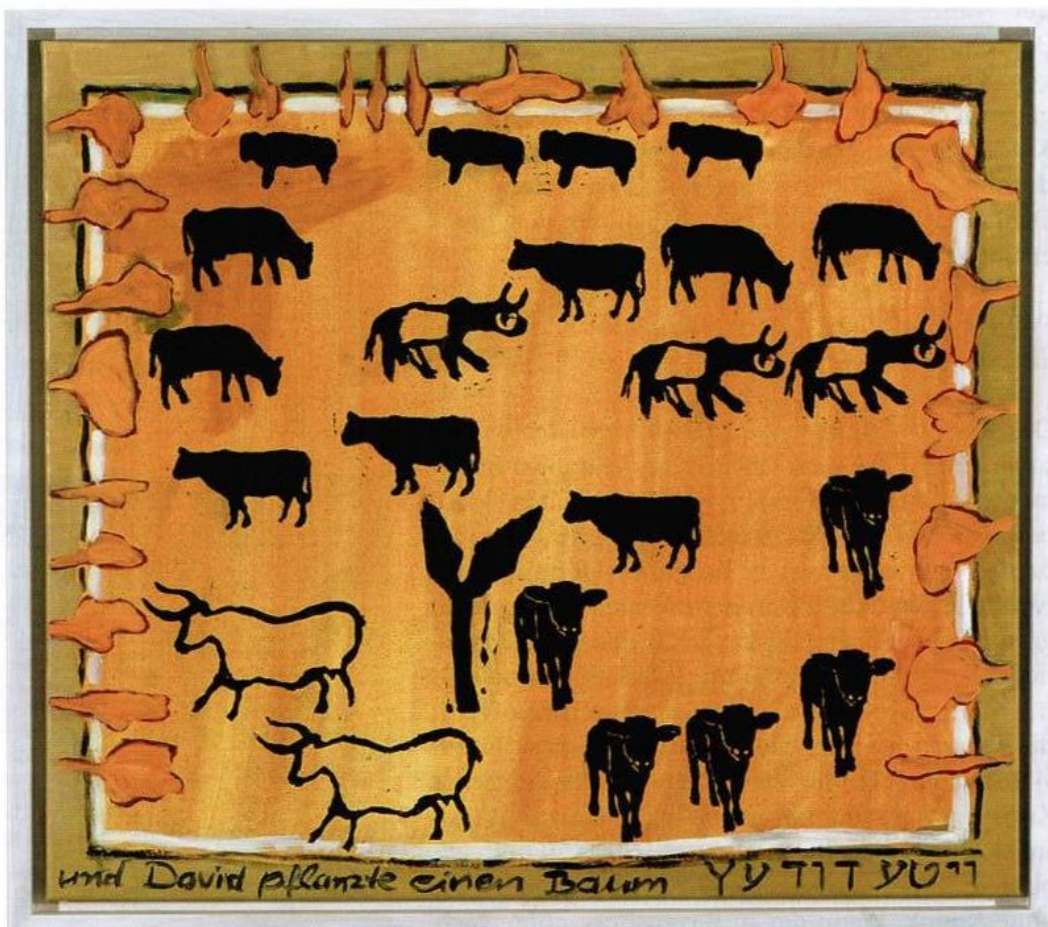
Und zwei Gemeinsamkeiten, die diese Überlebenden des Holocausts gemein haben: Alle haben sie den deutschen Vornamen gegen einen jüdisch-hebräischen getauscht, alle haben sie den trockenen Boden fruchtbar gemacht, haben in der Wüste Bäume gepflanzt. So viele, so unterschiedliche. Oliven, Mango und Tamarisken, Rosen- und Öl-, Flieder- und Orangenbaum, Grapefruit und Johannisbrot. In der Bibel wie in der Thora stehen Bäume für Leben, für Zukunft. Sie wurden ein Element in Glasers Bildern. Hart, kantig, zerzaust, wie das Klima, der Boden, dem sie standhalten mussten. Die neuen Namen ein zweites Element in diesen Bildern – Symbole für die neue Heimat.

Und dann waren da diese Geschichten, voll mit Rudimenten aus der alten Heimat. Menachem (Man-

Und Ruben pflanzte einen Baum. «1980 gründete ich hier eine Obstplantage mit Pflaumen, Pfirsichen, Nektarinen, Mangos, Karambola, Papayas, Cherry-Tomaten, Zucchini.»  
 Marlis Glaser erklärt zu diesem Bild: Im Bildzentrum ein Bildzitat aus dem Mittelalter-Holzstich zu Tu Bischat, dem jüdischen «Neujahrsfest der Bäume».



«Und David pflanzte einen Baum», zu David Sohari, 1919 als Kurt Sternschein in Laupheim geboren, 1936 nach Palästina emigriert. «Nach unserer Heirat betrieben wir Landwirtschaft, ich im Kuhstall, meine Frau Ilana auf den Feldern.»  
 Marlis Glaser erklärt zu diesem Bild: Die Kühe sind im Sommer auf der trockenen ockerfarbenen Erde Israels, im Gegensatz zu den grünen Wiesen Laupheims. Dies bezieht sich auch auf Davids Schilderung. Die Kühe und Rinder sind aus verschiedenen Epochen: der Zeit der Höhlenmalerei, der byzantinischen und der gegenwärtig-realistischen Zeit.



fred) Weiss, der sich an den Hunger erinnerte auf der Flucht, an die Träume von Butter und Honig. Israel Shapiro, dessen Großvater als jüdischer Student immer einen Schlagring in der Tasche trug als Schutz gegen antisemitische Prügeleien; der Stein, der ins Haus der Familie Rosenbaum in Memmingen geworfen wurde; der Teppich der Mirjam David aus ihrer Berliner Wohnung; ihr schönes Ludwigsburger Porzellan, auf das Mirjam Weiss immer wieder zu sprechen kommt, ohne es eigentlich zu merken.

Diese Relikte aus der Heimat, teils nur mental mitgenommen, teils real in den wenigen Habseligkeiten nach Shavej Zion gerettet, werden das dritte Element in Glasers Bildern. Eingebettet sind diese Gegenstände, umhüllt die Bäume von judaischen Ornamenten, die Marlis Glaser, spurenhafte nur, hebräisch-jüdischen Schriften entnommen hat.

So hat sie Emigrierten über ihre Bilder ein winziges Stück Heimat wiedergegeben. Bei vielen auch ein Stück verdrängte Identität, deutsche Identität in vielen Fällen auch. *Sie hat uns geholfen, unsere Geschichte zu reparieren, sie hat unsere Leben in Kunst verwandelt*, sagte die 1933 in Horb geborene Alisa Klaffer der *Jerusalem Post* vom 25. April vergangenen Jahres.

Für Alisa Klaffers Mann Aron, geboren 1930 in der Nähe von Krakau, war Marlis Glaser eine Bedrohung. Er schwieg. Er hatte immer geschwiegen über den Holocaust, auch seinen Kindern gegenüber. Erst auf Drängen seiner erwachsenen Kinder wagte er die Reise nach Polen, sprach danach, eher widerwillig, mit Glaser, damit die Deutschen mehr über die Schicksale der Juden erfahren.

*Projekt mit Portraits und abstrakten Bildern, die Trauer in Hoffnung verwandeln sollen*

Das Projekt *Abraham aber pflanzte einen Tamariskenbaum* besteht aus zwei Teilen – die abstrakten Bilder, in glühenden, berstenden Farben, die die Trauer besiegen und das Entsetzen über das Unfassbare des deutschen Faschismus in Leben, in Hoffnung verwandeln. Und die Portraits, die meisten in zarten grau-beigen Tönen. Gesichter zu den Geschichten, den Namen, den Erinnerungsstücken. Vorbelastet für Marlis Glaser, diese antijüdischen Stereotypen, die *Stürmer-Fratzen*, die Hässlichkeit «des» Juden. Würden die Juden in Shavej Zion ihr, der deutschen Künstlerin, trauen, sie anders zu zeichnen? Würde sie es schaffen, sich von allen Klischees zu befreien, ohne in andere zu verfallen? Annäherungen, nicht ohne Komik. Wenn der in Ravensburg aufgewach-

sene Pinkas Erlanger befürchtet, eine zu große, nun ja, eben eine typisch jüdische Nase zu haben.

Wie sehr Marlis Glaser Vertrauen in das demokratische Deutschland bei der Gründer-Generation von Shavej Zion wecken konnte, die den Naziterror noch als Kinder erleben musste, bewies bei der Ausstellung ihrer Bilder im Kreuzherrnsaal in Memmingen die 90-jährige Elisheva Ramon, die, immer noch in fließendem Deutsch, schmunzelnd, heiter fast am Ort ihrer Kindheit, erzählt, wie sie, damals noch mit dem Namen Alice Rosenbaum, der Lehrer vom Zeichnen befreite, *weil Juden nicht zeichnen können*, und wie sie, als einziges jüdisches Mädchen in der Klasse, im weißen Nachthemd in die Krippe gelegt wurde.

Lange habe es gedauert, bis sie in Deutschland ihr Projekt ausstellen konnte – Memmingen, Augsburg, Laupheim im vergangenen Jahr in dichter Folge, Ulm wird folgen, dann Schloss Ummendorf. Am Wichtigsten für sie aber die überwältigend positiven Reaktionen auf die Ausstellung in der Mahariya Water Tower Gallery in Israel, die Förderung ihres Projektes durch die «European Association for Jewish Culture» London / Paris, die inzwischen doch stattliche Zahl privater wie öffentlicher Sponsoren gerade in Süddeutschland.

Kontakt: Marlis Glaser  
Biberacher Straße 19  
88448 Attenweiler  
Telefon 07357-917742

E-Mail: [marlis.glaser@malerei-keramik.de](mailto:marlis.glaser@malerei-keramik.de)  
[www.malerei-keramik.de](http://www.malerei-keramik.de)